

DIE GESELLSCHAFT DER INDIVIDUEN

Tobias Neuburger

Oder warum die Vorstellung von einem isolierbaren Subjekt verdinglichend ist und der Komplexität gesellschaftlicher Verhältnisse nicht gerecht werden kann.

Der Vorstellung vom Subjekt liegt gemeinhin eine Substanztheorie zugrunde. Das Subjekt wird – spätestens seit Descartes – als der stoffliche Träger wahrgenommen, der erkennend, urteilend und denkend eine Innen- und Außenwelt unterscheidet. Damit wird begrifflich eine klare Trennung zwischen dem einzelnen Individuum und der Gesellschaft postuliert, die bei den neuzzeitlichen AufklärerInnen in der Auffassung kulminiert, das Subjekt sei als freies und autonomes Ich zu verstehen, das durch den Akt des Denkens und Handelns die (gesellschaftliche) Wirklichkeit überhaupt erst konstituiert. Dieser Ansatz stellt quasi ein „reines Ich“, das Gegenstand der Psychologie ist, der Gesellschaft gegenüber, die als der Gegenstand der Soziologie gilt. Ihm entspricht die Vorstellung, dass das einzelne Individuum erst nachträglich mit anderen Menschen bzw. der Gesellschaft in Beziehung trete.

Verhältnis von Teilen und Ganzem

Wichtig wäre jedoch, die Begriffe „Individuum“ und „Gesellschaft“ nicht als Antithesen bzw. Gegensatzpaare misszuverstehen. Doch dies ist gängige Praxis: So wird davon ausgegangen, Gesellschaft sei lediglich die summative Einheit der einzelnen Individuen, oder umgekehrt, die Gesellschaft eine individuenlose Struktur. Nichts dergleichen trifft den Nagel auf den Kopf. Gesellschaft ist mehr als die reine Menge von Individuen und nicht zu verstehen, abstrahiert man von ihren einzelnen Teilen.

Norbert Elias verweist in seinem Essay „Die Gesellschaft der Individuen“ darauf, dass die Gesellschaft lediglich als ein Verhältnis zu begreifen ist.

Er wendet sich damit explizit gegen eine Substanzlehre, die das einzelne Individuum als etwas von der Gesellschaft Isolierbares auffasst. Die Gesellschaft – so Elias – kann man nur als ein Verhältnis von Teilen und Ganzem, das sich in den Beziehungen bzw. dem „Zusammenhang der Funktionen, die die Menschen füreinander haben“¹ ausdrückt, greifen. Er fordert, dass zum Verständnis von Gesellschaft ein Bruch stattfinden muss: Ein Übergang vom Denken in einzelnen isolierbaren Substanzen, zu einem Denken in Beziehungen und Funktionen.

Entgegen der Annahme, der Schlüssel zur Dechiffrierung gesellschaftlicher Zustände sei der Ansatz beim einzelnen Menschen, betont Elias die Notwendigkeit, die Reflexion beim Aufbau des gesellschaftlichen Ganzen zu beginnen. Nur so lasse sich die Gestalt und Formung der einzelnen Teile überhaupt erst verstehen. In seinem 1939 publizierten Opus magnum *Über den Prozess der Zivilisation* – das allerdings erst 30 Jahre später Wirkung auf die Kultur- und Geisteswissenschaften entfaltete – zeigt Elias, in welchem hohem Maße die individuelle Formung und Zurichtung der einzelnen Menschen von gesellschaftlichen Verhältnissen abhängt. Diesen Sachverhalt umschreibt er mit dem Begriff der „Figuration“. Gesellschaften sind Elias zufolge „Figurationen interdependenter Menschen“, die den psychischen Haushalt der Einzelnen prägen. Elias verbleibt allerdings nicht in solchem gesellschaftlichen Determinismus, demzufolge das einzelne Individuum lediglich passiver Spielball gesellschaftlicher Verhältnisse sei. Denn, auch wenn der einzelne Mensch nicht nach Belieben aus dem gesellschaftlichen Spannungsfeld herauspringen kann, so können individuelle Bedürfnisse und Neigungen dennoch einen sprengenden Charakter aufweisen. Zwischen diesen Bedürfnissen, Neigungen und Sehnsüchten einerseits und den sozialen bzw. gesellschaftlichen Anforderungen andererseits bestand „immer ein erheblicher Widerstreit, eine kaum überbrückbare Kluft“.²

Ein Schein von Naturhaftigkeit

Die im 20. Jahrhundert gemeine und verbreitete Formierung des Selbstbewusstseins des Einzelnen drückt sich – so Elias – folgendermaßen aus: „Ich bin hier, ich ganz allein; alle anderen sind dort draußen, außerhalb von mir, und jeder von ihnen geht ebenso für sich seinen Weg mit einem Inneren, das er allein, das sein eigentliches Selbst, sein reines Ich ist, und mit einem äußeren Kostüm, seinen Beziehungen zu anderen Menschen.“³ Diese Vorstellung von sich selbst als ein von gesellschaftlichen Verhältnissen abtrennbares Subjekt interpretiert Elias als Produkt eines spezifischen, historischen Zustandes. Es sind die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst, die dieses Selbstbewusstsein der vereinzelt Einzelnen produzieren. Diese Form des Selbstbewusstseins ist jenes von Individuen moderner Gesellschaften, in denen der direkte, von außen wirkende Zwang, durch die internalisierte Selbstkontrolle gesellschaftlicher Werte und Normen ersetzt wurde. Ein sich solchermaßen formierendes Selbstbewusstsein vermittelt einen falschen Schein: Das eigentlich in höchstem Maße gesellschaftlich regulierte Subjekt gibt all jene internalisierten gesellschaftlichen Zwänge und Spannungen als seine eigentliche, zutiefst eigene Natur aus. Somit essentialisiert es die eigene gesellschaftliche Determinierung und erweckt den Schein einer Naturhaftigkeit, wo keine ist.

Im Verlauf der neuzeitlichen Geschichte und des Prozesses der zunehmenden Kontrolle von Naturvorgängen vollzog sich eine Verschiebung der Bewertung von Natur und Gesellschaft. War die Natur in früheren Epochen – aufgrund ihrer hohen Unberechenbarkeit – noch eine recht unsympathische oder zumindest gefürchtete Zeitgenossin, ist sie „zum Symbol alles dessen [geworden], was gut, heilsam, normal und gesund, kurzum »natürlich« ist.“⁴ In gleichem Atemzuge hat die Gesellschaft genau diese Prädikate verloren. Sie wird als etwas aufgefasst, das quasi künstlich von

außen an den „inneren Kern“ der einzelnen Menschen herantritt und die Erfüllung von Wünschen, Sehnsüchten und Trieben versagt.

Identität von Individuum und Gesellschaft?

Die Stärke der Gesellschaftstheorie Elias' und seiner Reflexionen über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft liegt darin begründet, dass weder das Eine noch das Andere hypostasiert wird. Elias versucht erst gar nicht die Gesellschaft aus den Motiven, Handlungen oder Ähnlichem der einzelnen Subjekte zu erklären. Umgekehrt gibt er sich aber auch nicht dem Trugschluss hin, die Gesellschaft als eine individuenlose Struktur begreifen zu wollen. Mit Elias kann die gängige Form des Selbstbewusstseins kritisiert werden, derzufolge die Gesellschaft als quasi künstliche Institution von außen an ein ewig naturhaft gegebenes Subjekt herantritt. Gleichzeitig verwehrt sich Elias aber einer die gesellschaftliche Sphäre naturalisierenden Position. Natur ist sie nicht, weil sie auch menschengemacht ist. Eine dem Subjekt äußerliche Substanz ist sie deshalb nicht, weil sie die Subjekte mitkonstituiert. Das Subjekt ist ohne Gesellschaft überhaupt nicht denkbar: „Die Gesellschaft ohne Individuen, das Individuum ohne Gesellschaft ist ein Unding.“⁵

Doch diese Stärke – und das sei betont – ist zugleich die große Schwäche Elias' Position. Denn im Zweifelsfalle ist er nicht in der Lage, das Spannungsverhältnis zugunsten des Einzelnen aufzulösen. Obwohl Individuum und Gesellschaft nicht sinnvoll getrennt voneinander gedacht werden können, heißt das nicht, dass sie in eins fallen.

¹ Norbert Elias: *Die Gesellschaft der Individuen*. Suhrkamp, Frankfurt M. 2001, S. 34

² ebd., S. 24

³ ebd., S. 48f.

⁴ ebd., S. 174

⁵ ebd., S. 109